

Reformierte Kirchgemeinden  
Gurzelen-Seftigen, Thurnen, Belp-Belpberg-Toffen, Kehrsatz

Verantwortliche Redaktion Frontpage:  
Pfr. Manfred Stuber (KG Kehrsatz)  
Tel: 031 960 29 25,  
Mail: manfred.stuber@oeki.ch  
Layout der Gemeindebeilage:  
Anja Strödel-Boettcher, 076 520 02 26  
anjaboettcher@gmx.net



© Foto: Armin Oeki

Unser Oeki wird 50

## «Auf dass sie alle eins seien»

**Wer in Kehrsatz eine katholische und eine reformierte Kirche sucht, sucht vergebens. Stattdessen wird sie oder er das Ökumenische Zentrum entdecken. Nicht nur der Bau ist kühn, sondern auch das Konzept. Nun wird das Oeki 50.**

Es begann mit Lismernadeln. In den fünfziger Jahren trafen sich einige Frauen in Kehrsatz jede Woche, um für eine Kirche zu stricken. Nicht für neue Kleider, sondern für Mauern, Glocken und ein Dach über dem Glauben. Ihre Basare wurden zu Dorffesten, und was sie mit Wollen, Kaffee und Kuchen erwirtschafteten, floss in einen neu geschaffenen «Kirchenbaufonds». Dass aus dieser Initiative einmal ein ökumenisches Zentrum werden würde, ahnte damals niemand. Denn Kehrsatz war kirchlich gesehen lange ein Anhängsel von Belp. Wer zum Gottesdienst wollte, musste entweder über Feldwege pilgern oder ab und zu ins Schulhaus Kehrsatz kommen. Dort, zwischen Wandtafel und Weltkarte, predigte ein Pfarrer, während die Gemeinde auf harten Schulbänken die Psalmen las. Ein Harmonium ersetzte die Orgel – und wer sich im Gottesdienst langweilte, konnte sich mit den Bildern noch in Geografie oder Biologie weiterbilden.

Mit der Nachkriegszeit kam der Wandel: Kehrsatz wuchs, die Jungen pendelten nun nach Bern, die Beziehung zu Belp bröckelte. Die Kehrsatzer wollten ihre eigene Kirche – und zwar mitten im Dorf. 1965 gründeten sie den Kirchenbauverein, 270 Mitglieder stark, mit klarer Vision und tüchtigem Kaffeekonsum. Drei Basare später waren bereits 45 000 Franken beisammen – damals ein kleines Vermögen.

Aber Belp zögerte. Zu teuer, zu früh, zu eigenwillig, hiess es. So reifte in Kehrsatz nicht nur der



Wunsch nach einer Kirche, sondern auch der Entschluss zur Selbstständigkeit. 1972 wurde Kehrsatz eine eigene Kirchgemeinde – mit Pfarrer, Kirchgemeinderat und grossem

Enthusiasmus, aber eben, halt ohne Kirche.

Die ersten Pläne für eine reformierte Kirche lagen schon bereit, als die katholische Seite anklopfte. Auch sie suchte Raum. Die Reformierten wollten zuerst die Kirche sporadisch vermieten. Aber die katholische Kirche wollte mehr sein: nicht Untermieterin, sondern Mitbewohnerin. Ein gemeinsamer Bau – das war kühn, ja fast revolutionär. Und ein wenig unheimlich für beide Seiten. Manch eine oder einer der reformierten Kirche fürchtete, die katholische Kirche würde gleich Weihrauch und Marienstatuen mitliefern. Und manch eine oder einer der katholischen

Kirche fragte sich, ob Reformierte überhaupt an Wunder glauben.

Der neue Pfarrer Christian Gerber – jung, überzeugend und ein bisschen ungeduldig – meinte aber: «Wir nennen uns Christinnen und Christen, dann sollen wir auch gemeinsam bauen.» Und so geschah es. In lan-

gen Abenden wurde diskutiert, gestritten, gelacht. Mischehepaare erzählten, wie sie die Ökumene daheim bereits lebten – am Küchentisch, bei der Kindererziehung, in der Frage, wie man gemeinsam Weihnachten feiert und wer die Weihnachtsgeschichte liest. Die Skepsis schmolz, der Idealismus wuchs.

Im Mai 1974 stimmte nach langen Verhandlungen und Planungsarbeiten die Kirchgemeinde Kehrsatz fast einstimmig für das gemeinsame Bauprojekt. Auch die katholische Seite sagte Ja. Zwei Drittel reformiert, ein Drittel katholisch – aber zu gleichen Teilen beseelt. Keine Einheitskirche, kein Mischmasch, sondern ein mündiges Miteinander verschiedener Glaubensidentitäten. Das Projekt von Architekt Benedikt Huber setzte entsprechend neue Massstäbe: kein Doppelbau, kein Nebeneinander, sondern ein einziges Zentrum für alle, hell, freundlich, rund statt kantig – wie eine ausgestreckte Hand.

1975 begannen die Bauarbeiten, und als am 2. November der Grundstein gelegt wurde, waren darin nicht nur Urkunden, Verträge und Bibeln eingeschlossen, sondern auch der Satz, der zum Motto des ganzen Unternehmens wurde: «Auf dass sie alle eins seien.» Ein Jahr später, am 7. November 1976, war es so weit. Drei Tage lang wurde gefeiert – mit Musik,

Theater, Tanz und einem Gottesdienst mit dem Weihbischof Otto Wüst und Pfarrer Gerber. Ein katholischer Bischof mit Weihwasser im reformierten Kirchenraum – das war, freundlich gesagt, nicht alltäglich. Aber in Kehrsatz ist vieles nicht alltäglich, bis heute.

Das neue «Oeki», wie es bald liebevoll hiess, wurde zum Symbol einer mutigen Generation. Es gab Kurse über das, was die Kirchen trennt – und was sie verbindet. Man lernte voneinander, stritt und lachte über Dogmen, feierte gemeinsam Gottesdienst, sang und betete zusammen. Man erfand die Ökumene nicht neu, aber man lebte sie, unbefangen und fröhlich. «Es war», schrieb eine Beteiligte später, «wie ein frischer Wind.» Die Anziehungskraft des Oekis ging damals weit über die Kirchgemeindegrenze hinaus.

Natürlich blieb nicht alles eitel Sonnenschein. Als Rom einige Jahre später die ökumenischen Abendmahlsfeiern untersagte, war der Schmerz gross. Manche fühlten sich zurückgeworfen in alte Zeiten, andere hielten trotz fest am Geist der Anfangsjahre. Die Euphorie flaute etwas ab, das Miteinander wurde kurzzeitig leiser. Doch das Fundament blieb: die Erfahrung, dass Glaube stärker sein kann als Institutionen. Viele sagten damals: «Das, was wir erlebt haben, nimmt uns keiner mehr.»

Heute steht die Andreas-Kirche über dem Belpmoos wie ein weisses Schiff, das den Anker der Hoffnung gesetzt hat. Ihr Signet – ein Boot mit Doppelkreuzmast und Anker – bezeugt, dass Christus stärker ist als Mauern zwischen Konfessionen. Im Innern ist vieles schlicht, aber voller Symbolik: ein gemeinsames Kreuz mit zwei Ansichten; ein gemeinsamer Tisch und Altar, der nicht trennt, sondern verbindet; ein Raum der Stille, offen für beide Traditionen.

Das Oeki ist heute weit mehr als ein kirchliches Zentrum. Hier treffen sich Musikschülerinnen, Kinder am Mittagstisch, Jugendliche an Proben, Erwachsene zu Konzerten,



© Foto: Manfred Stuber

Sitzungen und Feiern. Die Architektur, ein Ausdruck theologischer Vision, ist längst auch ein sozialer Raum geworden. Wer durchs Foyer geht, spürt, dass hier Kirche nicht nur Liturgie ist, sondern Begegnung. Die Feier des Glaubens findet eine Fortsetzung im Miteinander, wenn Menschen einander Raum geben, einander dienen, zuhören und feiern. So entsteht ein Stück gelebte Kirche – nicht neben der Liturgie, sondern aus ihr heraus. Was am Sonntag gefeiert wird, wird jeden Tag in den Alltag übersetzt.

Zum Jubiläum blicken viele mit Dankbarkeit zurück, aber auch mit der Frage nach der Zukunft: Was bedeutet «Einssein» in einer Zeit, in der Kirchen kleiner werden, Glaubensbiografien vielfältiger und religiöse Grenzen durchlässiger? Vielleicht ist genau das die neue Form der Ökumene: weniger institutionell, mehr alltäglich, im Zuhören, im gemeinsamen Tun, im gemeinsamen Hören auf das Wort Gottes. Das Oeki erinnert daran, dass Einheit nicht Gleichheit heisst, sondern gegenseitige Anerkennung – und dass der Glaube daran manchmal mit etwas Wagemut beginnt.

Wer genau hinhört, hört es vielleicht noch heute: das Stricknadelnklackern der Frauen, das Lachen der Kinder beim Glockenaufzug, das helle Klingen der drei Glocken, die über dem Dorf ertönen – für Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Frieden. Und vielleicht auch ein wenig dafür, dass Christinnen und Christen, trotz allem, wieder eins werden.

Pfr. Manfred Stuber,  
Evang.-ref. Kirchgemeinde Kehrsatz



© Foto: Armin Oeki